



Brot und Fingerkraut

Von einer Fleischbrühe gestärkt, breche ich an diesem begonnenen Tage nach Fornburg auf. Vorrangig drängt es mich zu einem Besuch bei Catla und Mathilda, um ihnen für ihren Beistand zu danken. Mit beiden spreche ich eine Weile und wie erwartet kommt ihnen mein Dank angenehm, wenn auch überflüssig vor. Mathilda sieht die Angelegenheit sogar etwas ernster: Als ich ihr Gegenhilfe bei irgendeiner Sache anbiete, entgegnet sie mir: »Das, was Leiden lindert, dafür kassiere ich nicht!«, meint tatsächlich aber ihre Abneigung gegen die übliche Praxis der Ärzte, nur gegen Bezahlung tätig zu werden. Ob das der Grund für ihre Aufgabe in Fornburg ist? Es muss ein unermesslich schönes Gefühl bedeuten zu sagen: Ich löse mich von Heute auf Morgen von jedweder Existenzangst, und tue nur noch nach meinem Verlangen im Leben.

Catla gibt mir ein Brot für Zuhause mit und ich nehme mir während des Zurückruderns vor, am morgigen Tag Fornburgs Bäckerei einen Besuch abzustatten. Nach meiner Rückkehr bringe ich den Rest des Tages damit zu, Schnittlauch in einem kleinen Topf zu schneiden und die trockenen Halme auszusortieren, während draußen ein Sturm wütet. Diese Tätigkeit entspannt mich sehr und findet weitere Erholung. Am nächsten Tag begleitet Anniek mich ins Dorf.

Von meinem Vorhaben, die Bäckerei zu besuchen, hält Anniek viel: Wie wir mittlerweile wissen, unterhält das Dorf ein solches Gewerbe, das von genau zwei Leuten betrieben wird: Lita und Divanno. Weil wir jedoch vorher bei Oren vorbeischauen, schwatzen wir ein wenig über die beiden.

Divanno ist wohl vor einer halben Ewigkeit hier angekommen und kurz darauf seine Freundin Lita. Die beiden haben, ebenso wie wir, beobachtet und festgestellt, woran es in Fornburg fehlt, um diese Nische auszufüllen. Und sie sagen, dass sich jeder Haushalt einzeln damit abquälte, Brot zu backen, um das we-

nige verfügbare Getreidemehl, das schon damals regelmäßig mit zerstoßenen Rotbuchen-Samen und Rosskastanien gestreckt wurde, zu verbrauchen. Divanno und Lita, voller Begeisterung, hatten den Kopf voller Ideen und schlugen als Erstes eine zentralisierte Backstube mit einem großen Ofen vor. Es dauerte trotzdem gut zwei Monate, bis Haus und Ofen gemauert, und die entsprechenden Eisenteile von der Schmiede bereitgestellt waren. Denn der Rohstoff für die Schmelze war auch zu jener Zeit rar und wurde lediglich sporadisch durch fahrende Händler gedeckt. All jene, die zuvor ihre eigenen Brote gebacken hatten, konnten die Fertigstellung der Bäckerei kaum erwarten und freuten sich auf die vielen Backideen, von denen Lita schwärmte. Oren zufolge hatten die beiden das Backhandwerk nicht gelernt, aber mussten sich auf anderem Wege damit bereits beschäftigt haben.

»Und weshalb?«, frage ich ihn.

»Divanno hatte detaillierte Pläne des Großofens im Kopf; wusste genau, in welcher Himmelsrichtung die Fenster des Backhauses angelegt sein müssen, damit der Teig keinen Zug bekommt. Sie kannten tausend Rezepte, und was wir zunächst für Aufschneiderei hielten, das bewahrheitete sich, als die ersten Brote und Kuchen die Ofenlade verließen.«

»Dann waren sie ein Glücksgriff für euch Fornburger, nicht wahr?«, scherze ich.

»Kann man sagen!«, stimmt er zu: »Die beiden haben uns so viel Arbeit abgenommen, dass wir Fornburger uns nun anhaltender mit unserem eigentlichen Handwerk beschäftigen konnten – die Arbeitsteilung funktioniert beispielhaft!«

Wieder werde ich durch reine Rhetorik und ihre Bedeutung überwältigt und inspiriert: Es ist diese Einfachheit des Lebens. – Wir Fornburger backen unser eigenes Brot, das wir aus selbst angebautem Korn gewinnen. Wir erwarten nicht voranzukommen, wollen es auch nicht. Wir existieren einfach!

»Und doch ist das Getreidemahlen das Nadelöhr«, ergänzt Oren betrübt. Er will damit sagen, dass die gedroschenen Getreidekörner (und dasjenige, das zum Strecken des Mehls verwendet wird) noch immer von Hand in einem Stein- oder Hartholzmörser zerkleinert werden muss.

»Ich mache bereits Fortschritte!«, beteuere ich, sowie ich die Anspielung verstanden zu haben glaube. Dann verabschieden wir uns.

Nachdenklich wandle ich an Annieks Seite durch das Dorf. Wann nur würde ich diesem Volk die ersehnten Mühlsteine liefern können?

In Gedanken finde ich durch Annieks imaginäre Antwort einen Ausgleich; sie spricht:

»Du schuldest diesen Leuten nichts; auch ohne dein Wirken wird das Leben hier weitergehen! Unter anderer Betrachtung muss man bedenken, dass du dich erst seit wenigen Tagen um einen passenden Sandstein bemühst!« Und da hat sie sehr wohl recht!

Seit dem Vormittag ist die Sonne durchgebrochen und es herrscht Windstille. Vom nächtlichen Regen blieben einige Pfützen zurück und wir weichen ihnen auf den schlammigen Dorfwegen geschickt aus. In der Ferne grüßen wir Stanislaus, der aber sogleich in einem Gebäude verschwindet.

Unser Weg führte nach Nordwesten, immer entlang an niedrigen Zäunen, die nicht Besitztum ausdrücken, sondern die Haustiere zusammenhalten sollen. Die Bäckerei liegt fast am Ortsausgang, ist aber noch immer nicht zu sehen. Dazwischen liegen mehrere Gebäude und Gärten, die uns den Blick versperren. Oren hatte uns den Weg so genau beschrieben, dass sich zu verlaufen unmöglich ist. Zuletzt überqueren wir einige kurze Stege, die auf einen von drei Gebäuden eingefassten Hof führen. Der Bach ist vor dem Hof aufgegabelt und umgeleitet worden, wovon der eine Strang unter den besagten Stegen entlangführt; der andere, für uns nicht sichtbar, südlich vom Hof und Fornburg bis zum Meeresufer querend. Dort angekommen, rufen wir nach Divanno und Lita.

Anniek beobachtet, dass aus einem der Gebäude Rauch aufsteigt sowie ein wohlriechender Duft nach Gebackenem. Wir werden bemerkt und Divannos Kopf erscheint an der Luke vom Oberboden einer Scheune. Sein Erstaunen wandelt sich in ein verschmitztes Grinsen: »Hallo, ihr!« Kurz darauf klettert er eine Leiter hinab und steht uns bald gegenüber. Mit Freude und Neugierde schüttelt er uns die Hände, lacht, fragt nach unserem Befinden und bietet eine Führung an. Er erinnert mich an

einen Einsiedler, für den wir der erste Besuch seit Jahren sind. Tatsächlich entsprach dieses Verhalten seiner Art.

Divanno führt uns über den Hof, bestehend aus einem kleinen Wohnhaus, einer Scheune und der eigentlichen Backstube mit ihrem großen Ofen. Die Scheune diene gleichzeitig als Lagerhaus für das Korn, wie Divanno erklärt. Er war gerade dabei gewesen, die Kornsäcke nach Fäulnis-Befall durchzusehen, denn es gebe sogar noch Bestände von der vorjährigen Ernte. Divanno erklärt weiter, dass das Mahlen derart langsam vonstattengehe, dass das gelagerte Korn noch für eine Ewigkeit und zwei weitere Dörfer reiche. Und mit dem Mahlen des Kornes seien sie wohl einen Großteil des Arbeitstages beschäftigt, jammert er und zeigt seine schwielen Hände vor.

Mit großem Interesse haben sie meine Bestrebungen nach der Installation eines Mühlrades verfolgt, obwohl es anfangs als grundsätzliche Hilfe gedacht war und ich nicht wusste, dass ein Mühlrad eine derartig dringend benötigte Technologie darstelle.

»Zum Thema Mühlräder fällt mir immer eine Metapher ein«, erkläre ich während des Rundgangs: »... Dass meine Zukunftsangst wie das springende Getreidekorn im Mühlrad der Zivilisation war: Stich' hervor und du wirst zermahlen; gib' auf und du wirst zermahlen!« — Divanno staunt, so habe er Mühlräder in seiner Liebe zur Backkunst noch nie gesehen. Das ändert jedoch nichts daran, dass eines fehle.

Wir erreichen einen Raum, in dem auf zwei Tischen je ein großer ausgehöhlter Stein angebracht ist; darin liegt je ein steinerner und hölzerner Stößel. Der Hohlstein dient freilich als Mahlpfanne, um das ursprüngliche, getrocknete Korn zum Zerkleinern aufzunehmen. Von einer Maschine ist weit und breit nichts zu sehen.

»Alles noch Handarbeit«, bedauert Divanno und sieht abermals auf seine geschundenen Hände. Für ihn scheint es eine unausweichliche Qual zu sein, die er tagtäglich bestehen müsse, um seiner Berufung nachgehen zu können.

»Alle paar Tage bekommen wir Hilfe beim Mahlen«, fährt er fort, und meint damit die abgesprochenen Stunden mit den Fornburgern, die beim Stößeln und Zerreiben der Körner abwechseln.

»Auf diese Weise gewinnen wir Woche für Woche gerade genug Mehl, um es in zwei Wochen zu verbrauchen. Es ist eine furchtbar mühselige Arbeit. Ein Mahlwerk wäre uns die Erlösung!«, spricht nun Lita, die dazugekommen war und uns ebenso herzlich begrüßte. Und ich will ihnen ja helfen! Meine Bemühungen mögen von nun an mit doppeltem Ehrgeiz beseelt sein!

Natürlich wäre die Einrichtung eines steinernen, durch Wind oder Wasser angetriebenen Mahlwerks als Fortschritt gegenüber dem händischen Zerreiben anzusehen. Prinzipiell bin ich ja gegen die übereilte Einführung neuer Techniken, da sie, üblicherweise, auf Kosten der Umwelt und der gesellschaftlichen Moral, und zugunsten der Profit-Maximierung gehen. Keiner ist sich dieser Tatsache besser bewusst als ich! Und doch sehe ich Sandstein-Mühlräder als einen neutralen Fortschritt, da wir damit weder die Natur unangemessen schädigen, noch die Vorteile eines einzigen mehren werden.

Mehr Mehl bedeutet in jeder Hinsicht eine Verbesserung für alle Fornburger! Letztendlich hieß Fortschritt für mich nicht die Etablierung neuer Techniken, sondern die Perfektionierung des Altbewährten. Nur durch diese künstliche Verlangsamung kann die Natur mit uns mithalten, und wir mit ihr harmonisieren. Vereinfachung und Verlangsamung sind die Leitgedanken, die uns als Menschheit überleben lassen werden!

In der Backstube riecht es jederorts so gut, dass wir eine Ewigkeit brauchen, um alle Räume zu durchqueren. Anniek ist gebannt und atmet in jeder Ecke. Wie gerne und so voller Liebe schaue ich ihren kindlichen Augen zu, wie sie selig und neugierig über jedes Detail wandern, und sich anschließend der Blick auf mich heftet, um mir ihr Vergnügen wortlos mitzuteilen! Was wünsche ich ihr doch in jeder Sekunde alles Wohl der Welt; ... alles Wohl, das ich mir vorzustellen imstande bin, und dass es ihr beikomme, ob sie nun alleine sey oder an meiner Seite.

Dann geleitet sie ihr suchendes Herz an ein Regal, auf dem mit Stofftüchern abgedeckte Brote aufgebahrt sind. Lita nimmt eines herunter, zerteilt es und reicht jedem ein Stück. Es schmeckt kernig, luftig, wohlschmeckend – mit einem Wort: hervorragend und sättigend.

»Ich liebe frisch gebackenes Brot!«, bemerkt Anniek und isst bereits ein zweites Stück.

»Das ist nicht frisch! Das ist drei Wochen alt!«

Anniek und ich hören augenblicklich auf zu essen; das ist uns gewiss neu. Di-vanno sieht auf ein am Regalboden festgeheftetes Schild und bestätigt: »Jawohl, das haben wir vor drei Wochen gebacken.«

»Wie macht ihr das nur? Ich meine, dass es nicht schimmelt oder hart wird!«

Und sie sagten es mir. Offenbar verwenden sie ein altes Rezept, das sie von Leuten aus den Bergen lernten. Dort war es aus Gründen des Aufwands üblich, nur alle zwei Monate zu backen, und das haben die beiden nach Fornburg übertragen.

»Aber es muss doch einen Grund geben, warum das Brot selbst nach Wochen so schmeckt wie am ersten Tag!«

»Oder schimmelt!«, ergänze ich: »Ich habe zwar schon früher Brot gegessen, das nicht geschimmelt hat, aber es war nur wenige Tage alt! Und selbst das machte mir mehr Angst als die mit Atomkrieg drohenden Supermächte!«

»Nun ja«, erklärt die magische Bäckerin, »In diesen Teig haben wir zerriebenes Gänse-Fingerkraut untergemischt. Aber das macht wahrscheinlich nur den halben Unterschied aus.«

»Gänse-Fingerkraut?«, fragt Anniek.

»Ja! Die Wurzeln kann man Backwaren und Süßspeisen beimengen. Die zierliche Pflanze mit gelber Blüte wächst sozusagen überall auf den Ebenen um Fornburg.«

»Und was ist nun euer Geheimnis?«

»Vielleicht nur eine traditionelle, vergessene Rezeptur? Etwas, das man aus den Augen verlor, obwohl man die modernsten Erkenntnisse ... für die Besten hält?« – Litas Sarkasmus verstehe ich uneingeschränkt.

Gut, die Meisterbäcker von Fornburg hatten also ihr Geheimnis, so wie ich die meinen mit mir herumtrug, und ich keinerlei Veranlassung sehe sie preiszugeben. Warum sollte ich auch die goldene Eier legende Gans schlachten, wenn sie so gutes Brot backt? Wichtig ist allein, dass ich mich von Freunden umgeben sehe, und Aufgaben. Dass ich weiß, aufgrund meiner Berufung, meiner zukünftigen Fähigkeiten

und insonderheit wegen meines Willens hierherzugehören. Und die anderen wissen es für sich.

Nach drei weiteren Stunden, die übrigens ausgesprochen schnell und angenehm herumgingen, kehren wir ins Innere Fornburgs zurück; und dort finde ich, wonach mir der Sinn steht.

Mit einem gepfiffenen Lied auf den Lippen marschiere ich neben Anniek zum Marktplatz, wo sie mich darauf aufmerksam macht, Catla einen Besuch abstaten zu wollen. Offenbar ist ihr eingefallen, dass Darrens Frau ihr angeboten habe, ungenutzte Kleidung zu erhalten, sodass Anniek wiederum mehr Auswahl im Schrank vorfinde und nicht so oft zu waschen brauche. Ich begrüße dieses Einvernehmen und gehe mit ihr.

Darren ist gerade nicht daheim, also öffnet uns Catla die Tür. Wann immer ich sie im Zuge der Begrüßung lächeln sehe, kann ich mich überzeugen, dass ihre Freude aufrichtig sey und lauter. Nie bekam ich das Gefühl, fehl am Platz oder ungelegen gekommen zu sein, und das bestärkt mich freilich in meinem Selbstvertrauen. Auch Anniek scheint von diesen entgegengebrachten Nettigkeiten zu profitieren und fasst Mut. Sie bittet uns ins Haus, doch ich bleibe davor stehen.

»Sage mir, Catla, gibt es in Fornburg einen Barbier? Oder jemanden, der das Rasiermesser an meiner statt zu führen weiß? Jedenfalls, bis ich mir selbst eine Klinge eintauschen kann.« Ich streiche mir durch den mittlerweile struppigen Bart.

»Dann siehe doch einmal zu Sigurd, der macht so etwas«, antwortet sie mir nach kurzem Bedenken.

»Und ..., wo finde ich ihn?«

Catla lächelt: »Gehe vom Brunnen nach Südosten, dann folge dem Ächter, bis du auf der rechten Seite ein Haus mit Veranda und roten Fensterläden siehst.«

Daraufhin kehren sie sich um und gehen ins Haus. Mit den letzten Worten vernehme ich gerade noch, wie Anniek von den bemerkenswerten Backwaren zu schwärmen beginnt. Und so schmunzle auch ich zufrieden.

Bald schon stehe ich vor Sigurds Haus und blicke auf die geräumige Veranda. Im Haus höre ich Stimmen, eine greise und eine kindliche. Als ich mich der Tür nähere, verstummen sie. Ich klopfe und werde hereingebeten.

»Hallo Sigurd, ich bin es. Wir haben uns vor ein paar Tagen im Versammlungshaus gesehen. Erinnern Sie sich an mich?«

»Selbstverständlich! Sie und Anniek sind unser erster Neuzugang seit Jahren und daher ›das‹ Dorfgespräch. Und nachdem Sie so viel Mut gezeigt haben, sich für den kleinen Ilô einen Felsen einzufangen, sowieso ein respektabler Mensch, den nicht zu kennen mir zur Schande gereichen würde!«

»Oh, nun ja«, fange ich mich in Verlegenheit, »es waren irgendwie komplizierte Umstände und ...; bis auf meinen Namen und meine Absichten kennen Sie mich ja doch nicht so gut.«

»Jemandes Absichten zu kennen, ist mehr als man sich erhoffen darf! Was interessiert mich eines Fremden Vergangenheit, wenn sein zukünftiges Treiben im Nebel liegt?«

Wir schweigen einen Moment und schauen uns in die Augen, während ich unschlüssig im Türrahmen stehe und mich frage, ob ich den Dialog noch bis zu einer Rasur zu lenken schaffen würde.

Zwei der Wände des verwinkelten Hauses sind aus großen Feldsteinen zusammengesetzt, die irgendein gelber Mörtel zusammenhält. Ein Kamin ist genau in der sich schneidenden Ecke beider Wände gemauert und durchstößt das Dach. Ganz hinten im Raum stehen Bett und Regale voller Bücher, daneben ein Stuhl, von dem man zum hinter dem Haus liegenden Garten schauen kann. Vorn, in der Stube, teilen sich eine Werkbank und zwei Kommoden den Platz um einen Herd. Es liegt ein krautiger Duft in der Luft, als habe Sigurd irgendwelche Pflanzenstengel verbrannt.

Am Tisch, doch die ganze Zeit schweigend, sitzt das Kind:

»Ich grüße dich. Habe ich dich nicht schon irgendwo gesehen?«, begrüße ich den Jungen: »Ist nicht Tjelve dein Vater?«

»Ja, das stimmt.« – Er wagt sich nicht zu rühren und wartet ab.

»Sag', wie du heißt, wenn dich jemand fragt!«, fordert Sigurd das Kind auf.

»Aswin, mein Herr«, antwortet es und beinahe will ich ihm auch meinen Vornamen anbieten, aber das klingt in meinen Gedanken noch seltsamer als gegenüber dem Alten. Wie verhält man sich hier diesbezüglich? Begegneten alle Kinder den Al-

ten mit würdigendem Abstand und überzogener Höflichkeit? Oder gesellt man sich allgemein auf Ebene der Rufnamen? Ich will acht geben, wie Aswin den Alten anruft.

»Was führt dich denn nun zu uns?«, will Sigurd wissen.

»Die Frage nach einer Rasur und einem Haarschnitt, wenn es nicht zu vermessen ist.«

»Ganz und gar nicht! Was soll vermessen daran sein, jemanden nach der Ausübung seines Berufs zu fragen?«

»Und bald ist es der meine!«, geht der etwa Zehnjährige dazwischen und legt die Bestecke und Instrumente, mit denen er gerade hantiert, ab.

Sigurd erklärt es, damit ich meinen erstaunten Gesichtsausdruck wieder in angespannte Verlegenheit wandeln kann:

»Er ist mein Lehrling und lernt ein Jahr lang alles, was ich weiß und kann.«

»Und danach?«

»Danach wird Aswin in die Obhut eines anderen ... Alten übergeben, um von ihm zu lernen. So machen wir das hier in Fornburg schon seit Generationen mit unserem Nachwuchs.«

Er wollte wohl sagen, dass die Kinder halbtags eine Schule besuchen und einige Stunden pro Woche bei einem ausgedienten Handwerker zubringen, um die Essenz seiner Lebensweisheit aufzunehmen. Aswin wirkt gelehrig und beflissen, und ob schon ich ihn das erste Mal als Hirtenkind auf der Weide bemerkt habe, zweifle ich keine Sekunde daran, dass er seine Berufung schon erkenne, wenn ihm nur ausreichend viele Berufe, wenn auch nur oberflächlich, nahegelegt werden.

Sigurd wuchtet einen höhenverstellbaren Stuhl aus der Ecke und stellt ihn ins Sonnenlicht nach dem Fenster. Aswin sucht derweil einen Besen, um die abgeschnittenen Haare zusammenzufegen. Der Alte legt sich eine Schürze um, betrachtet mein Kinn von allen Seiten, fährt mir mit einem Kamm durchs Haar. Sodann bittet er mich Platz zu nehmen. Im Augenwinkel erkenne ich Aswin, der ein Rasiermesser über einem Lederstreifen abzieht.

»Wird dein Lehrling die Rasur vornehmen?«

»Wenn es dir nichts ausmacht – ja. Die Haare werde ich dir stutzen, an die reicht er noch nicht heran.«

Dann macht er dem Knaben Platz und die kindlichen Hände streichen mir mit einem Pinsel Seife aus einer Schüssel ins Gesicht.

»Hab' Vertrauen zu ihm«, beruhigt mich Sigurd, »Er hat sehr ruhige Hände und weiß mit der Klinge umzugehen.«

Doch mir dies zu sagen ist unnötig, denn ich habe keine Angst. Sollte ich ihm Nachleben zu sterben fürchten? Kann mich, an so einem Ort, ein Kind durch Ungeschick versehen?

Während der Junge zu Werke geht und mir das Gesicht einseift, will ich mehr über Sigurd erfahren:

»Du scheinst einer der Ältesten in Fornburg zu sein – hast du Frau und Kinder?«

Plötzlich hält er inne und ich erkenne, eine alte Wunde aufgerissen zu haben.

»Eine Frau hatte ich, das ist viele Jahre her. Sie starb, bevor sie uns Kinder schenken konnte. Und sie starb einen sinnlosen Tod.«

Ich höre ihm frei von Bemerkungen oder Antwort zu. Welche Äußerung sollte mir bei so einer Geschichte auch auf den Lippen liegen? Welche Frage wäre angemessen genug, sie unbedingt in diesem Moment zu formulieren — anstatt am letzten aller Tage? Doch Sigurd antwortet selbst auf die Frage, die ich nie gestellt hatte.

»Sie war unachtsam und verzehrte einen Schleierling«, gibt er in frischer Erinnerung von sich, als habe er nie ein Detail vergessen. »Viele Tage quälte sie sich im Krampfe, und selbst Catla vermochte dem nicht entgegenzuwirken. Schließlich starb sie und hinterließ nicht mehr als eine ausgezehnte Seele, voller Güte den Tod erwartend.«

Als ich auf Aswin sehe, regt sich kein Gesichtsmuskel, als habe er die Geschichte bereits gekannt. Die Seife vor dem Mund und die flinke Klinge am Hals, ergebe ich mich der Antwort unwürdig und kann mir nur Sigurds Gesicht und Gefühl im Geiste vorstellen (da er mir die Haare schneidet, steht er hinter mir, also abseits meines Blickes).

Zweifelsohne erlitt seine Frau einen wenig beneidenswerten Tod: Je nach Art eines Schleierlings enthält der Pilz eine hohe Konzentration des Nierengiftes Orellanin, das den Tod um Wochen verzögern kann.

»Heute mag es mir ironisch vorkommen«, bedenkt er, »dass eben ein Pilz ihr Ende bedeutete, wo sie die Pilze doch so liebte; gewiss nicht verehrte wie Catla, aber doch liebte. Ich erinnere mich, eines Sommers entdeckte sie eine Kolonie Schopftintlinge hinter dem Haus – und zwar an genau jener Stelle, wo sie unsere Wäsche aufzuhängen gewohnt war!«

Er pausiert, hält die Schere in die Luft und lacht froher Gedanken in den Spiegel. Und es ist tatsächlich komisch: Wie man weiß, reiht sich auch der Name dieser Pilze in die lange Tradition der aus Unkenntnis, die tiefere Bedeutung in den unterschiedlichen Lebewesen zu erkennen, benannten Naturobjekte ein; und wäre auch nur ein Wäschestück durch den Wind auf die Pilze gefallen – die Arbeit mochte umsonst gewesen sein!

»Aber meine Frau zertrat die Kolonie nicht«, sagt er weiter, »Sie meinte, wenn die Natur ihre Zöglinge schon an so einem ironischen Ort wachsen ließe, wollte sie die hier lebenden Menschen auf etwas hindeuten. Etwa: Die Pilze wuchsen zuerst hier, hänge deine Wäsche woanders auf! Vielleicht bedeutet es auch gar nichts und die Stängel gediehen nur aus dem Grunde dort, weil ein Tier seinen Kot hinterlassen hatte.«

Wir drei lachen und ich bin froh, dass sie währenddessen bedacht haben, ihre Instrumente von mir wegzuhalten – die Schere vom Kopf und das Rasiermesser vom Hals.

»Jedenfalls hat sie sie immer geduldet; sie wachsen noch heute hinter dem Haus und ragen jeden Sommer aufs Neue ihre Köpfe aus dem Gras, um zu sehen, ob sie ein aufgehängtes Laken in den Schatten stellt.«

Wenig später beenden die beiden ihre Arbeit. Besonders die saubere und verletzungsfreie Rasur beeindruckt mich und ich bedanke mich für den Schnitt und die Geschichte, auch wenn sie traurig war. Bei unserem Abschied verspricht Sigurd, dass wir uns demnächst im Versammlungshaus sehen werden, und Aswin lasse ich Grüße an seine Eltern ausrichten. Dann mache ich mich auf, Anniek abzuholen.

Ein zuvor eingelegter, geringfügiger Umweg führt mich durch die Ortschaft selbst; auch wenn ich noch längst nicht jeden Einwohner kenne, will ich mir doch endlich einmal einen Überblick über Fornburg geben.

Zunächst kehre ich zum Brunnen zurück, dann den Weg nach Süden, über welchen ich das Dorf erstmalig betreten hatte. Kurz bevor ich eine Baumgruppe von drei auffälligen Eschen passiere, bemerke ich rechts von mir mehrere Gatter, in dem Schafe und Ziegen gehalten werden. Gut möglich, dass sie zu Tjelves Hof gehören; das lässt sich von meiner Position aus nicht bestimmen. Einige der Ziegen weilen im Schatten, andere wühlen in der Krippe nach etwas Essbaren. Dieses Treiben sehe ich mir nur zu gerne an. Und so stütze ich mich auf dem entlang des Weges verlaufenden Zaun mit dem Oberkörper ab, und lasse über Minuten meine Gedanken schweifen, während ich das gelegentliche Meckern und Blöken erheiternd wahrnehme.

Erst nach einiger Zeit fällt mir auf, wie ruhig es hier tatsächlich ist; noch viel ruhiger als in unserem kleinen Haus auf Ibyko, denn dort herrscht fast ununterbrochen ein mehr oder weniger starkes Lüftchen vor. An diesem Zaun jedoch, vom Wind durch die Häuser und Eschen gedeckt, ist es wie in einem Niederwald: Kaum Bewegungen in der Luft oder an den Pflanzen; so still, dass man summende Insekten bemerkt, die sich erst jetzt, in der Windstille, zum Ausflug trauen. Würde es wohl an jeder beliebigen Ecke Fornburgs so friedfertig sein, da ich diesen Platz entdeckte, kaum, dass ich ein paar Schritte gegangen bin?

Es ist nicht schwer zu erkennen, wie besonders diese Welt um mich herum ist, obwohl sie sich durch viele Entbehrungen auszeichnet: kein Internet, kein Flughafen, kein Supermarkt. Wie können sich die Fornburger nur eines glücklichen Lebens wännen?, hätte ich mich gewiss als Kind gefragt. Doch über die Jahre lernte ich die wahre Trübsal auszuweisen; und die wahren Entbehrungen zu identifizieren: Entbehrungen, die wir in der modernen Welt – der mit den Supermärkten – angesammelt haben, ohne uns davon gestört zu fühlen oder eine Zeit anderer Ideale zu ersinnen! Entbehrungen wie der Verzicht auf ein frei bestimmbares Leben, oder sich nach seiner Nützlichkeit zu integrieren und nicht seinem Ansehen oder Leumund. –

Wenn es mein Wunsch treibt, hätte ich in diesem Augenblick fortgehen können! Jawohl, dort geradewegs über diesen Hügel! Ich wäre niemandem Rechenschaft schuldig und könnte solange wandern, bis ich mich andernorts als »Friedrich« niederlasse. Ja, diese Freiheiten birgt diese Welt! Und ich will sie nicht länger missen.

Wie ich nun Fornburg weiter umrunde, gelange ich zum Kebelsgrund im Südosten, ein von reichlich Schilf eingefassten Weiher. Gleich dahinter befinden sich die Hütte des Fischers und der steile Abbruch zum Meer.

Ich folge der Küste und dringe zunächst nicht weiter ins Innere Fornburgs vor. Ans Ufer tretend und wartend, bis die brandende Welle meine Schuhe erreicht, hebe ich einen flachen, mittelgroßen Stein auf und lasse alle meine sorgenden Gedanken – die wenigen, die mir verblieben sind – durch bloßes Anstarren in den Brocken einfließen. Sodann werfe ich ihn mit aller Kraft fort ins Meer und gehe weiter.



Wie ich aus der mit Sanddorn bewachsenen Dünung wieder heraufgetreten bin, schaue ich um mich: Unbemerkt erklimm ich eine seichte Anhöhe und ganz Fornburg steht mir nun gut im Blick. Im Zentrum die Häuser und Werkstätten; darum herum die bestellten Felder und Gatter. Fast jeden Weg kann ich einsehen und fahre wie ein Architekt immer wieder die Winkel und Gassen ab, bis mir alles genau vertraut ist. Auch glaube ich von dort oben den maßgeblichen Unterschied zwischen Insel und Festland zu erkennen: Auf einer Insel (wie Ibyko) ist aller Raum beschränkt, eine gleichartige Siedlung auf dem Festland dagegen nach allen Seiten offen. So ergibt sich für denjenigen, der mit der vorherrschenden Lebensweise nicht übereinstimmt, die Gelegenheit, in eine beliebige Richtung fortzugehen. In Forn-

burg jedoch scheinen diese beiden Wesensmerkmale vereint: Es gibt ein freies Umland, aber keiner der Einwohner veräußert das Bestreben zur Ausbreitung oder der Erforschung desselben. Als wären Zeit und Fortschritt einfach stehengeblieben! Und die einzige Konsequenz aus dieser sonderbaren Lebensweise ist, dass sich jeder saugwohl fühlt und nach nichts verlangt!

Noch ein letztes Mal atme ich die frische, kalte Luft, dann fixiere ich Catlas Haus und bewege mich von dem Hügel abschüssig darauf zu. Im weichen Dünen-sand sinken meine Schuhe ein, sodass ich mich, am steinigen Dorfweg angelangt, vor die Eingangsstufen eines der Häuser setze und meine Schuhe ausleere. Beinahe unbemerkt öffnet sich hinter mir die Haustür und ein Kind steht plötzlich neben mir, ein etwa sechsjähriger Knabe, der mich mit einem verblüfften Gesichtsausdruck ansieht.

»Keine Sorge, ich bin gleich weg. Ich muss mir nur die Schuhe ausleeren, siehst du?!« – Er sagt nichts.

»Na ja ..., ich hoffe, das ist kein Problem, dass ich hier sitze. Aber hier war es gerade so schön schattig, und es ist warm heute, nicht wahr? Wie heißt du?«

Aber noch bevor ich das letzte Wort zuende gesprochen habe, ist er wieder im Haus verschwunden. Ob ich ihn erschreckt oder gelangweilt habe, kann ich nicht sagen. Sicher bin ich nur, dass er mir nie zuvor aufgefallen ist, und auch das Haus bislang keiner Familie zuordnen kann.

Mich nicht weiter damit befassend, ziehe ich weiter, immer die Straße hinunter, und schaue in die schön angelegten Gärten: Vor oder hinter beinahe jedem Haus scheint einer angelegt worden zu sein; mal mehr mit Obstbäumen versehen, mal mehr im Schatten liegend, mal einer nur aus Banden von Sonnenblumen, sodass mir der Zweck der Anlage zunächst verschleiert bleibt. Sie alle können aber nur eben jenen Zweck erfüllen, den ein Garten üblicherweise erfüllt; und das ist nicht etwa Hege und Ernte von Nutzpflanzen; sondern die Möglichkeit des Besitzers, ihn, den Garten, zu durchschreiten und dabei als ein, sein, wildes Land zu sehen; etwas Unbeherrschtes, Unverdorbenes.

An diesem einen Garten halte ich an, in die Sonne blinzeln. Mein Auge verfolgt ein Insekt, das genau in der Mitte des Gartens einen Strauch Beifuß um-

schwirrt, dann abbiegt zum Flieder und endlich auf einem buschigen Blatt vor einer gelben Blüte sich niedersetzt. Der Besitzer des Gartens hatte die Anpflanzungen mit niedrigen Holzdielen in eine Art Beet eingefasst, gut zwei Klafter lang und durch dazwischenliegende Wege erreichbar. Ich zähle ein Dutzend verschiedene Pflanzen, und auch wenn ich die meisten nicht benennen kann, glaube ich einen Großteil von ihnen bereits in einer Küche gesehen und auf Essbares gestreut zu haben. Geruch nehme ich dagegen keinen wahr.

Der ganze Garten ist eingerahmt von einem niedrigen Holzlatten-Zaun, nicht etwa, um Besitz zu markieren, sondern um die Gänse vom Nachbargrundstück fernzuhalten. Sechs von ihnen schnattern eifrig um die Wette, balgen mit den Schnäbeln und wippen die Köpfe auf und nieder, sodass es so aussieht, als würden sie in der Abendsonne tanzen. Beinahe im Gleichschritt patrouillieren sie in ihrem Gehege umher, während eine Gruppe Enten ganz in der Nähe unbeweglich auf der Wiese ruht. Natürlich gibt es ein lautstarkes Getöse und Gezeter, als ich mich dem kleinen Garten und damit auch dem Gänse-Gehege nähere; schließlich bin ich fremd und muss mich erst allen Einwohnern, den Menschen ebenso wie den Gänsen, vorstellen! Also tue ich gut daran und gehe weiter meines Weges.

Sodann schreite ich um die Häuser, halte mich im Schatten und lasse mich in der Sonne anstrahlen, solange, bis ich Darren und Catlas Haus erreiche. Wieder klopfe ich an und warte an der Veranda auf Antwort. Als sich nichts regt, schaue ich durch die Frontfenster, kann aber niemanden erkennen. Kurz darauf vernehme ich eine Stimme, die hinter dem Haus zu entstammen scheint.

»Seid ihr hier hinten?«, rufe ich voran, um mein Kommen anzukündigen und eine durch Verlegenheit gezeichnete Situation zu vermeiden. Denn, obwohl Darren und Catla langjährige Freunde sind, gilt es doch, ihnen gegenüber einen gewissen respektablen Abstand zu wahren. So und nicht anders würde ich es auch auf mich bezogen wissen wollen, das heißt genauso ungern würde ich einen überraschenden, im ungünstigen Fall sogar ungelegenen Besuch empfangen wollen. – Kaum etwas scheint mir so beschwerend zu tragen, als sich zum unpassenden Moment als einer auszugeben, der man nicht ist. Lebt man dagegen schon eine längere Zeit als Gruppe zusammen, mäßigen sich die Gepflogenheiten; man wird offen und redselig, be-

nimmt sich anstandslos und üblich, eben so, wie man wirklich ist. Das gilt für ein Liebespaar, die später Eheleute werden, ebenso wie eine Gruppe von Männern, die sich zunächst nicht kennen, aber jahrelang zusammenarbeiten müssen.

Ich folge den weiblichen Stimmen, die eher einem allgemeinen Gelächter ähneln als einer Unterhaltung. Da sind natürlich Anniek und Catla, sowie ihre Töchter Hedwig und Teuderun. Außerdem ruht Yista auf einer Bank. Neben ihr ist ein Imkerkorb aufgestellt und unzählige Bienen fliegen ein und aus, ohne dass sich die Alte daran stört.

»Nanu!«, rufe ich erstaunt aus und begeben mich in die Gruppe neben Anniek: »Mit so vielen Damen habe ich nicht gerechnet!« Anniek drückt mir einen sanften Kuss auf die Wange und ich fühle mich augenblicklich übermenschlich.

»Worüber redet ihr?«, will ich neugierig wissen. Die Frauen blicken einander an und kichern.

»Nichts Besonderes!«, erwidert Catla in ihrem frechen Charme und wirft wiederholt eine Handvoll Beeren (die wie Wacholder aussehen) in einen Topf mit Sauerkraut, offenbar um es zu würzen. Dann wendet sie sich wieder ihren Kürbissen zu, die sie in einem Beet hinter dem Haus angezchtet und die augenscheinlich für die winterliche Jahreszeit gedacht sind. Ich freue mich zu erkennen, dass ich bislang noch niemanden in Fornburg gesehen habe, der dabei ist, etwas Unsinniges anzupflanzen, etwa Schnittblumen; rein dekorativer Schnickschnack ohne greifbare Bedeutung. Ja, Catla züchtet Kürbisse, aber nicht der Formen wegen, sondern zur Verstärkung von Wuchs und Geschmack. Und sicherlich würde hier auch jedermann einen Strauß Wildblumen irgendwelchen vergänglichen Tulpen oder Asten vorziehen.

Dann lenke ich meinen Blick auf Hedwig, die hinter ihrer Schwester auf einer weiteren Bank neben einem kleinen Teich sitzt und Teuderun das Haar flechtet. Ich muss zweimal hinsehen, um die Schwestern voneinander unterscheiden zu können; aber irgendetwas erscheint mir an der einen auffälliger als bei der anderen, sodass ich ihre Namen, mit denen sie sich damals vorgestellt, in jenem Moment in meinen Ohren klingen, da ich sie betrachte und mich auf die Betreffende konzentriere. Teuderuns langes Haar ist bereits zur Hälfte in zwei Zöpfe umgeformt und diese Tätig-

keit erzeugt einen bemerkenswert anmutigen Anblick. Das Flechten von Zöpfen (in Kopfhaar) sollte zu den ehrbarsten Traditionen der Menschheit gehören!

»Kommen Sie zu mir, junger Mann«, krächzt Yista mit schwacher Stimme.

»Was kann ich tun? Brauchen Sie etwas?«

Ich stehe stocksteif wie ein artiger Bube vor ihr und erwarte etwa, dass sie mich um ein Glas Wasser bittet oder ihr beim Aufstehen zu helfen. Aber sie half ›mir!«

Ohne weitere Worte überreicht sie ein verschnürtes Paket aus braunem Papier, das neben ihr gelegen hatte.

»Ihre Frau sagte mir, dass Sie sie abholen würden, also brachte ich den Anzug gleich mit.«

»Welchen Anzug?«, erstaune ich und beginne mit dem Auspacken. Sorgfältig wickle ich die aufgetrennte Schnur über das Handgelenk und lege sie dann beiseite. Ich entnehme einen Mantel, zusammengenäht aus Lederstücken und gefilzter Schafwolle, und breite ihn vor mir aus: Der grüne und braune Filz folgt einem auffälligen Muster, läuft spiralförmig an den Armen hinauf und am Rücken wieder zusammen. Die Lederstücke sind dagegen an allen stärker beanspruchten Stellen angebracht: an der Unterpfalz, in den Achselhöhlen und den Ellenbogen.

»Das ist ein Mantel ... für einen wie Sie! Für einen Geologen!«, grinst Yista und ich bemerke ihre Finger mit den typischen Wunden einer Schneiderin: Stichpunkte von Nadeln und rote Striemen, wo sich das Zwirn beim Festziehen der Knoten und Kreuzungen in die Haut einschneidet. Mir platzt nur ein beeindrucktes »Wow« aus dem Mund und ich rufe Anniek herbei, sich dieses bemerkenswerte Kleidungsstück anzusehen.

Persönlich befinde ich mein Leben lang, dass ich nur robuste und funktionale Kleidung tragen wolle. Daher auch meine Abneigung gegenüber nutzlosen Krawatten und Fliegen, dünnen Stoffen und geklebten Schuhen; all diese Kleidung des neuzeitlichen Menschen, die fern des Ortes, an dem sie schließlich getragen wird, unter fleißigen Händen, jedoch von schlechter Qualität hergestellt, nur damit sie rasch verschleißt und profitabel ersetzt werden muss. Dann, so denke ich, trage ich doch lieber immer dasselbe Kleidungsstück, dafür aber über viele Jahre. Und meine Erfah-

nung als Geologe hat gezeigt, dass gerade auf Exkursionen, oder, allgemeiner gesprochen, während Unternehmungen in freier Natur, die Kleidung noch schneller als normal abgenutzt wird. Ein schützender Mantel, gefertigt aus den widerstandsfähigsten Materialien, warm und zweckdienlich, entspricht daher genau meiner Vorliebe. Und so bedanke ich mich überschwänglich bei ihr. Aber, wie die meisten Fornburger, will sie keinen Dank hören, sondern erbrachte das Geschenk ohne eigennütigen Hintergedanken; mehr noch, um einem anderen eine Freude zu machen.

Ich frage Yista, die als einzige Schneiderin Fornburgs arbeitet, wie sie es zustande bringe, für alle Einwohner die Kleidung zu schneiden und zu flicken. Und das in ihrem Alter und ganz ohne Hilfe; denn so erscheint mir ihr Tagewerk zusammengefasst.

Sie erklärt, dass sie in der Tat die einzige Person dieser Berufung in Fornburg sey, und Aufträge für Reparaturen oder spezielle Kleidungsstücke annehme. Jedoch werde sie ja nicht von Heute auf Morgen vor die Aufgabe gestellt, für fünfzig Personen Hosen, Hemden und Jacken anzurichten! Sie erzählt, dass es ganz am Anfang, als es Fornburg noch nicht gab, nur sie und Sigurd waren, die an diesem Küstenabschnitt lebten. Alle paar Jahre kam eine weitere Person hinzu und die Arbeit wurde leichter, da dem einen nun nicht mehr zwanzig Pflichten zufielen, sondern nur noch ein Dutzend. Nur durch diese schrittweise Entlastung konnte letztlich ein spezialisierter Handwerker wie sie alle Einwohner versorgen.

Als Nächstes sollte mir Yista die Besonderheiten des neuen Kleidungsstückes zeigen: Auf Höhe der Hüfte gibt es eine steife Schlaufe aus dickerem Leder, in die ich einen Hammer einhängen kann – wenn ich denn irgendwann einmal einen haben sollte. Anschließend lenkt sie meine Aufmerksamkeit auf zwei hakenartige Gebilde, die am Rücken, auf Höhe der Schulterblätter, unter dem Leder hervorschauen. Yista stellte sich vor, dass sich darin ein leicht abnehmbarer Rucksack einhängen ließe. In diesem Moment bezweifle ich, dass das tatsächlich funktioniert. Und so nehme ich das Geschenk dankbar an und versichere ihr, den Mantel ausgiebig im Gelände zu erproben und ihr dann davon zu berichten.

Catla topft derweil Pflanzen um und lässt verlauten, dass sie sich dieses Mal außerstande sehe, ihren Winterkohl aufzuziehen. Anniek fragt nach dem Grund,

und auch ich interessiere mich für diese vorgebliche Belanglosigkeit, ausgerechnet von einer Pflanzenkundigen wie ihr. Die Lösung spricht sich einfach und ich lerne gleich noch ein neues Wort. Richtigerweise ist nicht das Wort selbst neu, sondern nur dessen mehrfache Bedeutung:

»Hier sind überall Neffen, siehst du?! Das sind diese kleinen, weißen Fliegen. Die verhindern, dass mein Kohl austreibt. In einem Winter sind sie allgegenwärtig, im nächsten fehlen sie, als habe sie die Natur niemals hervorgebracht!«

»Ist denn sicher, dass diese Neffen daran schuld sind?«, fragt Anniek weiter, doch Catla gibt sich überzeugt in ihrer Annahme und nickt besserwissend mit dem Kopf:

»Ich beobachte das nunmehr seit über zehn Jahren. – Sind die Neffen da und schwirren um die Kohlbeete, treiben die Pflanzen nicht. Sonst tun sie es ja! Ich glaube, da ist meine Vermutung nicht länger nur Vermutung!«

Und während sie debattieren, schaue ich wiederholt zufrieden in die Runde, lehne mich auf meinem Mantel zurück, den ich mir der Bequemlichkeit halber ins Kreuz gedrückt habe, und lasse meine Gedanken schweifen: Da sind also nun diese Frauen, alle unterschiedlichen Alters und Namen. – Hätte ich mich dereinst in Yista verlieben können, als sie noch jugendlich war? Mehr noch als die Äußerlichkeit des Menschen werte ich nach seinem Namen, das betrifft die Männer wie die Frauen, und es entscheidet auch darüber, ob ich eine Person ernst nehme. Personen mit einem kraftvollen, eindringlichen und seltenen Namen ziehen dabei – was mich betrifft! – meine Aufmerksamkeit mehr auf sich, als jene, die sich ihren Namen mit beliebig vielen anderen aus der Gesellschaft teilen.

Was Anniek angeht, so sehe ich ihren Namen zwischen dem Seltenen und Trivialen, und doch werde ich ihn für immer mit ihrem betörenden Antlitz und der Ehrfurcht vor ihrem Wesen verbinden; wenn ich von einer Frau mit demselben Vornamen hörte (denn tatsächlich habe ich Zeit meines Lebens niemals die direkte Bekanntschaft mit einer anderen Anniek gemacht!), atme ich auf, und den Namen Anniek habe ich oft schon in meinen Träumen gesprochen und gehört. Es sey angemerkt, dass ich mich in Anniek verliebte, »bevor« ich von ihrem Namen erfuhr. Hätte ich mich nicht verliebt, wenn es andersherum gewesen wäre?

Ich bin froh, dass es anders gekommen ist und ich ihren Namen nach wie vor gerne vor mich herspreche und sie gleichwohl rufe. Je öfter ich dies tue, desto sicherer bin ich mir meiner Gegenwart und desto ferner rückt die Furcht, dass ich dieses Leben nur geträumt haben könnte.

Bald darauf brechen wir auf und verlassen Fornburg mit einigen Kleiderbündeln und zwei Körben getrockneten Gemüses und anderen Kleinigkeiten für unseren Haushalt. Wir setzen nach Ibyko über und braten über dem offenen Feuer einen Fisch, den ich noch am selben Abend fing; dazu speisen wir Kartoffeln und getrocknete Tomaten. Satt und zufrieden schlafen wir, die Leiber eng zusammengerückt, im Geräuschespiel von Wind und Wellen ein.

Von hier würde mich nichts mehr fortbringen.